Arbeiter-Verhältnisse in Berlin

Eine Correspondenz von Berlin vom Anfang Juni macht folgende Mittheilungen über die dortigen Arbeiter-Verhältnisse:

Der Verein Berliner Buchdrucker u. Schriftgießer hatte zum 29. Mai eine außerordentliche Generalversammlung sämmtlicher Buchdrucker-Gehülfen zusammenberufen, um über den Lokalzuschlag zu dem allgemeinen deutschen Buchdrucker-Tarif Beschluß zu fassen. Der Antrag, 50 Prozent Zuschlag zu demselben zu verlangen, wurde zwar sehr warm befürwortet, erhielt aber gleichwohl nicht die Majorität, vielmehr wurde beschlossen, 33⅓ Proz. zu verlangen und zwar vom 9. Juni d. J. ab, im Falle der Nichtbewilligung dieser Forderung die Arbeit sofort einzustellen, dann aber 50 Prozent zu verlangen. Um aber auch für diesen Fall gerüstet zu sein, wurde in der Sitzung des Vereins der Antrag des Vorstandes, den seit Beginn des Leipziger Strikes von 5 auf 20 Sgr. erhöhten Wochenbeitrag auf 10 Sgr. zu ermäßigen, abgelehnt und beschlossen, den Satz von 20 Sgr. wöchentlich beizubehalten.

Bei den Maurern und Zimmerleuten ist trotz der großartigen Congreßpläne für diesen Sommer in Bezug auf Arbeitseinstellungen nicht viel zu befürchten, daß namentlich bei den Maurern eine Nachfrage nach Arbeitern so gut wie gar nicht vorhanden ist. Der Wiener Börsenkrach hat außerdem auf die hiesige Bauthätigkeit einen so nachtheiligen Einfluß ausgeübt, daß eine weitere Schwächung derselben ohne große politische Weisheit vorauszusagen ist. Zeigt sich doch in dem Aufruf des „Präsidenten" Grottlau schon die Folge dieser selbst durch social-demokratische Agitationen nicht zu beseitigenden Wirkung. Die Maurergesellen werden in demselben aufgefordert, in den allgemeinen deutschen Maurerverein, der auf dem Congreß natürlich auch auf Oesterreich, die Schweiz und andere anliegende Kleinigkeiten ausgedehnt wird, einzutreten.

In der Kunst, das Versammlungs- und Vereinsrecht vollständig zu beseitigen, soweit es nicht von sozialdemokratischen, d. h. den echten, in der Wolle gefärbten Hasenklever'schen Mannen ausgeübt wird, sind die Tölkeianer immer noch Meister. Der Versuch, die Versammlung eines Bezirksvereins, in welchem Dr. M. Hirsch Vortrag über „die soziale Frage und die Wahlen" zu halten beabsichtigte, zu stören, mißlang zwar durch die getroffenen Vorsichtsmaßregeln vollständig, die Ruhestörer konnten eben einfach, wie es Wirthshauskrakehlern zukommt, von der Polizei vertrieben werden, dafür aber mußten die Internationalen büßen. Die ganze tölkende Verehrerschaft Lassalle's zog nun in die in der Nähe tagende Versammlung der Bebelianer, rannte die an der Thür stehende Controlle über den Haufen, eroberte den Präsidentensitz und — der Zweck war erfüllt.

Am 29. Mai hatten die Hasenkleverianer wieder eine jener seit ein paar Jahren epidemisch gewordenen Volksversammlungen einberufen, in welcher das „Berliner Volk" außer der Weisheit des Herrn Hasselmann noch Hörig aus Hamburg und Winter aus Altona bewundern sollte. Dies Vergnügen konnte leider nicht zu Ende geführt werden, da die Polizei die Versammlung schon während der Ausführungen des ersten Redners auflöste. Interessant sind übrigens die jetzt in Folge der nächstens stattfindenden Generalversammlung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" veröffentlichten Cassenabschlüsse desselben, wonach die Zahl der wirklich zahlenden Mitglieder desselben in ganz Deutschland etwa 5000, in Berlin, das bekanntlich schon vor Jahren „unser" war, 600 beträgt.

Die angedrohte Arbeitseinstellung der Stadtgerichtsexecutoren hat sicher zum großen Leidwesen vieler säumigen Zahler, nicht stattgefunden, da die Ursache derselben, eine Verfügung, durch welche die Herren ihre Ehre geschädigt glaubten, vom Präsidenten zurückgenommen ist. Es wird also weiter gepfändet und die 85 Beamten wundern sich jetzt über den Zeitgeist, der sie zu einem solchen Schritte hat bringen können.

Dagegen steht ein Strike der bei der Anhaltischen Eisenbahn angestellten 23 Hülfs-Postunterbeamten in Aussicht. Dieselben verlangen, daß ihr täglicher Lohn, der jetzt 22½—25 Sgr. beträgt, auf 1 Thlr. erhöht werde, da aber ein großer Theil der übrigen Postbeamten auch 260 bis 350 Thlr. erhält, so sind die Aussichten für diese an sich gerechte Forderung nicht eben günstig.

Die Bürstenmacher sind, wenn man den fast alle Tage anders lautenden Berichten des Strike-Committees trauen darf, ziemlich glücklich in der Erreichung ihrer Forderung von 25 Proz. Lohnzuschlag gewesen, da ein großer Theil der Arbeitgeber dieselbe bewilligt haben soll. Die Bewegung hat als besondere Strike-Frucht einen Bürstenmacher-Verein gereift.

Der Centralrath der deutschen Gewerkvereine Hirsch-Duncker erledigte in seiner letzten Sitzung eine Anzahl auf die Invalidenkasse des Verbandes bezügliche Vorlagen; auch in Bezug auf die Regelung der Rechte solcher Mitglieder, welche Deutschland verlassen, wurde eine Vorlage der betreffenden Commission überwiesen. Ferner genehmigte derselbe den mit dem Gewerkverein der Gold- und Silberarbeiter, der außer den beiden Ortsvereinen Berlin und Breslau aus dem Verbande geschieden ist, abgeschlossenen Cartell-Vertrag. In Bezug auf die beiden Vereine wird eine definitive Regelung ihrer exceptionellen Stellung demnächst stattfinden.

Fürst Bismarck's neueste Idee.

Welche welterobernde Pläne man dem Fürsten Bismarck in die Schuhe schiebt, geht aus dem folgenden Artikel hervor, den die „New York Evening Post" auf Grund anderweitiger Autorität vom Stapel gelassen:

„Das neueste Annerationsgelüste ist, Spanien die Philippinen zu nehmen, wahrscheinlich unter dem Vorwande, daß die Republik derselben in Zukunft durchaus nicht benöthigt werden dürfte. Eine Rebellion, ähnlich der, welche in diesem Augenblicke gegen die Oberherrschaft Hollands auf Sumatra im Gange ist, soll in Manila, wie man glaubt, den Spaniern zur Evidenz beweisen, daß die Einwohner mit der spanischen Regierung unzufrieden sind. Diese Rebellion wurde durch Deutsche, welche sich auf den Philippinen niedergelassen, ins Werk gestellt und um dieselbe zu fördern, wurden mehrere preußische Stationen in der Nähe jener Inseln verstärkt.

Man sagt, daß Bismarck, nachdem ihm die Intrigue mißglückt, die Inseln auf dem Wege der Unterhandlung zu erwerben gedenkt. Das „Memoire Diplomatique", obschon hin und wieder zu scharfsichtig, ist für diese Angaben verantwortlich. Es sagt, daß Bismarck sich für den Augenblick damit begnügt, die spanischen Colonien zu ruiniren und den günstigen Augenblick abwartet, um wegen der Abtretung Unterhandlungen anzuknüpfen.

Der Besitz dieser Inseln würde für Deutschland von unberechenbarem Vortheil sein. Sie sind ein Theil derselben Gruppe, welche mit den Molukken und den großen Sonda-Inseln das holländische Colonial Reich (Insul Indie) bilden und werden für Deutschland eine Operations Basis gegen die Macht Hollands in diesen Gewässern abgeben; denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß der gegenwärtige Krieg in Sumatra sowohl, wie der Cavite-Krieg auf Manila die Folge der Umtriebe preußischer Emmissäre war, außerdem liegt Manila (die Philipinen) auf dem Wege nach Hinterindien, und den ostasiatischen Haupt Stapelplätzen. Jedenfalls haben neuerliche Ereignisse aufmerksamen Beobachtern den Beweis geliefert, daß britisch Indien mehr von Deutschland als von Rußland bedroht wird.

Ueber die Hauptstadt West-Virginien's

liefert der Redakteur der N. Y. Handelszeitung, Herr M. Meyer, in seinen Reisebriefen die nachstehende Beschreibung:

Charleston, unmittelbar nach dem Bürgerkrieg kaum 2500 Einwohner zählend, hat gegenwärtig eine Bevölkerung von fast 6000, die mit der Entwickelung der reichen Hülfsquellen West Virginien's noch bedeutend wachsen muß. Die Lage der Stadt, an dem hier schiffbaren Kanawha Fluß, ist vom materiellen wie vom romantischen Standpunkte eine beneidenswerthe; die Straßen sind meist breit; die Häuser, nach südlichem Geschmack, wie Villa's gebaut und von hübschen Gärten umgeben. Während der größeren Hälfte des Jahres ist warmes Wetter vorherrschend und man wohnt fast mehr auf den Piazzo's vor und hinter dem Hause, als innerhalb desselben. Als Staatshauptstadt hat Charleston ein großes, geschmackvoll gebautes Capitol und neben mehreren bescheidenen Hotels, auch ein sehr großes und elegantes, nämlich das Hale House, innerhalb 90 Tagen von Dr. John P. Hale errichtet und möblirt. Die Legislatur hatte nämlich beschlossen, den Sitz der Regierung, wegen Mangel an comfortablen Logis für die Herren Volksvertreter, nach einer anderen Stadt zu verlegen; diese Gefahr zu beseitigen, ward das große, Aussicht über den Kanawha Fluß gebietende Hotel eiligst gebaut und eingerichtet und ist eine Zierde der Stadt. Für einen Binnenplatz treibt Charleston ziemlich lebhaften Handel, namentlich mit Salz und Kohlen.

Etwa zwei Meilen von der Stadt, am Kanawha Fluß, liegen fünf große Salzwerke, die durchschnittlich pro Jahr drei Millionen Bushel Salz aller Qualitäten liefern. Die bedeutendste Saline ist die „Snow Hill", Eigenthum des genannten Dr. Hale, mit einer Produktionskraft von circa 80,000 Bushel. Die Salz-Quellen, schon von den Indianern entdeckt, werden seit 1866 in größerem Maaßstabe systematisch ausgebeutet und zwar nach sehr einfachem und billigem Prozeß. Um Absatz sind die verschiedenen Etablissements nicht verlegen; das ordinäre Salz findet auf den westlichen Plätzen zum Packen von Fleisch einen guten Markt, das Tafelsalz wird auch nach entfernten Gegenden verschifft. Eine Meile weiter von der Stadt liegen die großen Kohlenminen, welche von zwei Concurrenz-Gesellschaften, der Pioneer Coal Co. und der Cammels Creek Co., bearbeitet werden, deren jede einen eigenen Schienenweg von den Minen nach dem Flusse angelegt hat, wo das Produkt direkt in Boote geladen und verschifft wird. In unerschöpflichem Maaße liefern diese Minen Splint, Cannel bituminöse Kohlen, demnach bestes Material für Feuerung, Gas und Schmelzwerke.

Berücksichtigt man, daß die Umgebung Charleston's auch sehr reich ist an Holz und Eisenerz, so darf man der Stadt getrost das Prognosticon stellen, binnen kurzer Zeit einer der bedeutendsten industriellen Plätze der Union zu werden, sofern der jetzt noch sehr schlaffe Unternehmungsgeist der Einwohner sich belebt und das erforderliche Capital beschafft wird, denn namentlich an letzterem fehlt es. Die Bevölkerung schließt viele Farbige, aber verhältnißmäßig wenige Deutsche ein; von letzteren lernte ich in Herrn Joseph Shields, Agent von Adams Expreß und mehrerer bedeutenden Assecuranz-Compagnien, einen sehr intelligenten und von seinen Mitbürgern hochgeschätzten Mann kennen, der, wie ich hörte, auch zu den reichsten Einwohnern Charleston's zählt; in Dr. Mayer einen populären Arzt, der große Praxis hat. An Kirchen fehlt es nicht. Die achtzehn Familien zählende jüdische (reformirte) Gemeinde hat eine Synagoge und salarirt einen Rabbiner.

Deutsche und Dutchmen.

Die Chicago „Times", ein demokratisches Blatt, liefert nachstehenden Schmähartikel gegen die Deutschen, der an Gemeinheit alles bisher von Knownothings Geleistete übertrifft. Sie schreibt unter Anderem:

„Unsere Leute sollten, um diese Emeute seitens jener Bierverkäufer zu verstehen, beobachten, daß es unter unserer fremdgeborenen Bevölkerung Deutsche und Dutchmen giebt. Eine Klasse derselben, ungefähr fünfundzwanzig Prozent, ist aus Männern von Bildung und Anstand zusammengesetzt, die sich Amerikaner nennen, hervorragende Stellungen in der Gesellschaft und im Handel einnehmen, und die für die anderen sogenannten Deutschen nicht mehr Zuneigung hegen als ein Vollblut-Greyhound zu einer Stinkkatze. Dies Element ist civilisirt. Es kam in dies Land, um sich mit demselben zu identifiziren. Es ist nicht das rothgesichtige, bierige, blökende Element, das seine Mußestunden in der Bierhalle verbringt und ebenso geschwollen von Bier als von seiner eigenen Bedeutung ist. Es strebt nie nach Aemtern, thut sich nicht in Wardberathungen hervor, bekümmert sich um sein eigenes Geschäft und besitzt eine gründlichere Verachtung gegen die anderen fünfundsiebzig Prozent der sogenannten Deutschen, als gegen irgend ein anderes Volk unter dem Himmel.

Die andere Klasse der Deutschen sind volksthümlich als die Dutchmen bekannt. Dieselbe waren in ihrem Vaterlande Holzhacker und Tränk-Knechte. Sie waren niemals gewohnt, zu einem Manne mit reiner Wäsche zu sprechen, ohne demüthig ihren Hut abzunehmen, und die Grenze ihres Horizonts war die Werkstätte, wo sie 12 Stunden lang für ein Almosen arbeiteten, und die Schenke, wo sie ihr bischen Gehirn mit Bier und Taback umnebeln konnten. Reines Vieh in ihrer eigenen Heimath, mit amtlicher Ruthe gepeitscht, stets umzingelt von politischen Säbeln, mit Nichts betraut, zum Militärdienst gezogen, umhergetrieben, erschossen, verbannt, hatten sie nie einen Augenblick, einen Gedanken oder ein Streben, das nicht Eigenthum irgend eines Herrn gewesen wäre.

Es ist diese Sorte von Vieh, die sich hier als „Deutsche" zusammenrotten, und die gerade so viel Gehirn, Würde und Werth haben, als in ihrem eigenen Lande.

Es nimmt 2 Generationen der Civilisation aus diesen Dutchmen etwas zu machen. Die Männer tragen dieselben Röcke, die von ihren Urgroßvätern getragen wurden, und ihre Frauen kleiden sich in ein Stück namenlosen Stoffs, das sich durch ein halbes Dutzend von Generationen vererbt hat.—Hier, wo sie in einer Woche mehr verdienen, als drüben in einem Jahr, verwenden sie einen Theil ihres Geldes um ihren Verstand mit Bier und Whiskey zu trüben, und den Rest stecken sie in einen alten Strumpf—es sei denn, daß sie hie und da vielleicht eine Sparbank patronisiren, in welchem Falle sie jedoch stets wie geschlagene Hunde auf dem Auslug liegen und stets bereit sind, auf das leiseste Gerücht hin, einen „Run" zu organisiren, um ihre kleinlichen Ersparnisse herauszuziehen.

Die Kinder dieser Leute sind gegenüber ihren Eltern eine große Verbesserung. Ihre Enkel, hier geboren von hiergeborenen Eltern, kennen keinen größeren Ekel, als wenn sie sich ihrer Abkunft erinnern. Sie sind Amerikaner. Dieselben werden weder zugeben, daß sie „Dutch" oder „Dutchmen" sind, noch werden sie das schaurige Kauderwelsch sprechen, das jetzt in Tausenden von Bierwirthschaften gebrüllt wird, und dessen kräftigste Aeußerung „Mehr Lager" ist.

Wenn diese Klasse verschwunden sein wird, werden keine Deutsche mehr da sein — nur Amerikaner werden bleiben. Die erste Frucht aber der Einwanderung von Deutschland wird stets ein unreinlicher, ungewaschener, übelriechender Gemeinschaden sein. Es wird stets ein oder zwei Generationen nehmen, sie aus dem Wust der Dummheit und des Schmutzes, der sie bedeckt, herauszugraben, und aus ihnen Männer und Frauen zu machen."

Ueber die soziale Revolution in Louisiana.

Ueber die neue soziale Bewegung in New-Orleans, Louisiana, zur wirklichen Versöhnung und Gleichstellung beider Racen schreibt die „Deutsche Zeitung" von New Orleans wie folgt:

Wir haben heute unsere Leser mit den näheren Einzelheiten einer Bewegung bekannt zu machen, die viel zu tief in alle politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse nicht nur in Louisiana, sondern im ganzen Süden eingreifen, und so sehr den Charakter einer großartigen sozialen Revolution annehmen mag, daß es nicht möglich ist, sie leicht obenhin abzufertigen, oder gar mit Stillschweigen zu übergehen.

Den Anstoß zu der Bewegung, die Farbigen ohne Ausnahme nicht nur bürgerlich sondern auch sozial auf vollkommen gleichen Fuß mit den Weißen zu stellen, gab Senator Carpenter's freimüthige Erklärung in seiner Rede: „Die Sklaverei, das heißt die Anmaßung und Ausübung einer gewissen Herrschaft und Controlle der einen Race über die andere, ist nicht todt im Süden, wenn sie auch durch den Buchstaben der Constitution und der Gesetze abgeschafft erscheint — sie lebt heute noch fort in Euren Herzen! Sie ist der alleinige Grund der noch heute zwischen den beiden Racen im Süden herrschenden Animosität und Feindschaft!"

Die denkenden, vernünftigen Argumenten zugänglichen, unter den sogenannten „leitenden" Klassen der hiesigen weißen Bevölkerung, vermochten sich der Anerkennung dieser Wahrheit nicht zu entziehen. In der That, blicken wir um uns, was sehen wir?

Eine in zwei, an Seelenzahl einander beinahe ganz gleiche, einander feindselig gegenüberstehende Hälften getheilte Bevölkerung — hier Weiße, dort Schwarze. Uebergehen wir die zahlreichen verschiedenen Parteibildungen, denen sich die Weißen seit einer Reihe von Jahren angeschlossen haben, so stand ihnen allen, wie sie sich auch nannten, bei jeder Wahl, geführt von ein paar Hundert gewissenloser weißer „Carpetbagger" die geschlossene Phalanx der 70,000 farbigen Republikaner gegenüber, und alle Versuche, dieselben der republikanischen Parteiorganisation abspänstig zu machen, sind bis Dato jämmerlich fehlgeschlagen. Dieser Gegensatz hat sich im Laufe der Zeit so scharf ausgeprägt und hat so feste Formen gewonnen, daß in Louisiana wenigstens füglich nur noch von zwei auf dem Unterschiede der Hautfarbe begründeten Parteien, einer weißen und einer schwarzen Partei, die Rede sein kann."

Nach einer eingehenden Besprechung der Ursachen, warum die Schwarzen bis jetzt nothgedrungen von den Carpetbaggers sich leiten lassen mußten, kommt die New Orleans Zeitung zu der sehr natürlichen Frage:

„Welche Hindernisse stehen einem Zusammenwirken der beiden Racen im Wege, deren Interessen als Bürger desselben Gemeinwesens naturgemäß ganz identisch sein müßten?"

Das Hinderniß war nichts als Racen-Vorurtheil und der Weg auf welchen die Bürger von Louisiana dessen Niederbrechung anstreben, macht ihrem Urtheil endlich einmal Ehre."

Das Wettrennen in Longchamps.

Paris, 8. Juni.

Heute fand auf dem Longchamps des Boulogner Wäldchens das große Wettrennen statt, bei welchem es den Kampf um den 100 000 Franken-Preis galt, von dem die eine Hälfte von der Stadt Paris, die andere von der Eisenbahn-Gesellschaft zugesteuert wird. Das heutige Wettrennen hatte noch ein besonderes Interesse: der neue Präsident der Republik, der Marschall Mac Mahon, sollte nämlich bei demselben erscheinen, und alle Welt war gespannt, wie das Publikum denselben empfangen werde. Der Andrang der Menge war daher heute auch größer denn je. Obgleich das Wettrennen erst um 2 Uhr beginnen sollte, so war doch schon von 1 Uhr an die große Fläche, auf der sich die Rennbahn befindet, von einer ungeheuren Menschenmenge bedeckt. Alle waren im höchsten Sonntagsstaat; Blousenmänner sah man gar keine, dagegen waren die Soldaten in großer und viel größerer Anzahl als früher vorhanden. Man behauptet, sie seien gekommen, weil man ihnen gesagt, der Marschall werde dem Feste beiwohnen. Viele glaubten, daß man sie nach dem Longchamps befohlen habe. Dem großen Publikum kamen dieselben sehr ungelegen, denn sie hatten sich sehr früh eingefunden und sich längs der Seite aufgestellt, welche die Rennbahn von dem Zuschauerplatze trennen. Der Eintritt in diesen Raum kostet einen Franken. Den Soldaten kam der Eintrittspreis aber nicht theuer zu stehen, man ließ sie nämlich nichts bezahlen. Die Menge verhielt sich ruhig. Das Wetter selbst war günstig; es war zwar etwas frisch, aber es regnete nicht, obgleich der Himmel ziemlich bedeckt war. Für Erfrischungen aller Art war gesorgt. Es gab sogar einen Champagnerstand, den Rouze aufgeschlagen hatte und wo man die Flasche zu zehn Franken haben konnte. Die Tribüne und die sogenannte Pésage waren ebenfalls überfüllt. Man sah dort reiche Damentoiletten; die Farbe welche vorherrschte, war die blaue. Fast alle Damen trugen nur eine Farbe, d. h. ihre Hüte, Kleider, Stiefelchen und selbst Sonnenschirme sind alle von der nämlichen Farbe. Dieses soll die neueste Mode sein.

Der erste Cours begann um 2¼ Uhr. Der neue Präsident der Republik und seine Gemahlin fanden sich erst um 3 Uhr 10 Minuten ein, als bereits der zweite Cours begonnen hatte. In der Tribüne, der ehemaligen kaiserlichen, befanden sich schon einige Personen, darunter Graf und Gräfin Arnim und der russische Botschafter Fürst Orlow mit seiner Gemahlin. Beide Damen waren ganz gleich in Blau gekleidet; sie trugen blaue Kleider, blaue Hüte und hatten blaue Sonnenschirme. Mac Mahon selbst war in Civil und hatte nur ein Ordensband in seinem Knopfloch. Seine Gemahlin war in Kastanienbraun gekleidet. Beim Erscheinen des Marschalls blieb die Menge vollständig still, kein einziger Ruf ertönte. Der Marschall selbst imponirt auch nicht, wenn er in Civil ist, und die Menge fand, daß er eben nicht sehr vornehm aussieht. Zum Lob des Marschalls sei es übrigens gesagt, daß er ein höchst anspruchsloser Mann ist, und nicht gern hat, wenn man sich viel um ihn bekümmert.

Die Zuschauer-Tribünen blieben beim Erscheinen des Marschalls ebenfalls sehr kalt. Sonst erhoben sich die Zuschauer beim Erscheinen des Staats-Oberhauptes. Dieses Mal blieben sie aber ruhig sitzen und streckten nicht die Köpfe vor, um ihre Theilnahme kundzugeben und ihre Neugierde zu befriedigen. Nach seiner Ankunft nahm der Marschall auf den Sitze Platz, den vor ihm Napoleon III. und dann Thiers einzunehmen pflegten. Neben ihm nahmen die Gräfin Arnim und die Fürstin Orlow Platz. Neben der Gräfin Arnim saß Marschallin Mac Mahon. Auf der Tribüne des Marschalls befand sich noch Marschall Conrobert, der Gouverneur von Paris, General Ladmirault, der einzige Militär, der in Uniform war, der persische Gesandte, der wegen seiner rothen Mütze von der Menge bewundert wurde, und einige andere Herren und Damen.

Um 3½ Uhr erschienen der Präsident der Nationalversammlung, Buffet, und der Vice-Ministerpräsident Herzog von Broglie in der Loge. Beide kamen vom Leichenbegängniß Bitet's, wo sie die Zipfel des Leichentuches getragen hatten. Sie sahen jedoch nicht sehr trübselig aus. Broglie sah sogar sehr heiter aus, und es schien, als betrachte er sich als der wahren Herrn von Frankreich. Er unterhielt sich mit Jedermann, besonders aber mit dem Grafen Arnim, mit dem er eine halbe Stunde sprach. Arnim erwiederte aber nur wenig. Buffet, der dem Range nach Mac Mahon gleich ist, setzte sich neben dem Marschall und hatte Gräfin Arnim zur Seite. Er blieb aber nicht lange auf seinem Sitze, sondern erhob sich bald, um im Hintergrunde der Tribüne sich mit einigen Herren zu unterhalten.

Unter den Herren auf der Tribüne war der gesprächigste, selbst Broglie nicht ausgenommen, der Marschall Canrobert. Derselbe hatte den Fürsten Orlow vorgenommen, dem er auseinandersetzte, weshalb er seine Entlassung eingereicht habe. Um 4¼ Uhr entstand plötzlich große Erregung unter der Menge. Die Stunde für den Hunderttausend-Franken-Preis hatte nämlich geschlagen. Die Menge sah dem Ausgange des Kampfes mit um so größerer Spannung entgegen, als es sich nicht allein darum handelte, ob Frankreich oder England siegen werde, sondern als auch ungeheure Summen auf die verschiedenen Pferde gewettet worden waren.

Um 4½ Uhr waren die Vorbereitungen zu Ende, und die neun Pferde, die sich den Sieg streitig machen wollten, setzten sich in Bewegung. Das französische Pferd Boiard (es gehörte Delomarre), ein prachtvolles, mächtiges Thier, gewann sofort den Vorsprung; ihm folgte ein zweites französisches Pferd, Flageolet. Das dritte war erst das englische Pferd, nämlich Doncaster, das den letzten englischen Derby-Preis gewonnen hatte. Boiard blieb auch der Erste und gewann die hunderttausend Franken. Als er am Ziele angekommen war, ertönte großer Jubel unter der Menge. Die Rufe ertönten: „Bravo Boiard! Hurrah Boiard!" So groß wie früher war der Jubel aber nicht und die Politik mischte sich in denselben nicht hinein, wie es unter dem Kaiserreiche an den Tage geschah, wo ein französisches Pferd zum ersten Male ein englisches besiegte.

Damals stürzte die Menge nach der kaiserlichen Tribüne hin und rief: "Vive la France! Vive l'Empereur!" Heute bekümmerte sich aber Niemand um das Staatsoberhaupt, und die ganze Ovation beschränkte sich auf den glücklichen Boiard. An Propaganda, um etwas mehr Begeisterung wach zu rufen, hatte es jedoch nicht gefehlt. Während des ganzen Nachmittags trieben sich fein gekleidete Herren, von denen mehrere decorirt waren, unter der Menge herum, und priesen die neue Regierung. Es schien aber wenig geholfen zu haben, denn als der Marschall nach dem Wettrennen abfuhr, blieb die Menge eben so stumm und kalt, wie bei dessen Ankunft.

Wiesbaden.

Bei dem starken Besuch von Amerikanern, namentlich von Deutsch-Amerikanern, welcher in diesem Sommer in Deutschland stattfindet, wird es für Viele nicht ohne Interesse sein zu erfahren, daß die deutschen Bäder Alles aufbieten, um durch Kunstleistungen, Unterhaltungen jeder Art und durch neue Einrichtungen für die Besucher zum Ersatz für Ausfall der Hazard-Spiele den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Namentlich bestrebt sich die Cur-Direktion in Wiesbaden, den Gästen, welche diesen reizenden Badeplatz besuchen, ihr Verweilen daselbst zu einem wirklich genußbringenden zu machen. Die stattlichen prachtvollen Curgebäude mit ihren glänzenden Lese-, Conversations- und Tanzsälen und die geschmackvollen Park-Anlagen gewähren allein schon Anziehendes genug, da die Frequenz des Bades größer ist, wie je. Conzerte, Bälle, Theater, Picnics, Jagd, Lustpartien und die herrliche Umgegend gewähren die mannigfaltigste Unterhaltung; die Reisegelegenheiten mit Dampfern und Eisenbahnen sind nirgends bequemer, Mainz, Frankfurt, a. M., Homburg vor der Höhe sind in kürzester Frist zu erreichen.

Das diesjährige Programm für die Unterhaltungen und Festlichkeiten dieser Saison kann von der Cur-Direktion bezogen werden und wird das oben Angeführte vollständig bestätigen.

Der Erfinder der Seife

ist, wie so viele andere, unbekannt. C. Spielmann erzählt im „Neuen Blatt", daß die Römer die Seife zuerst aus Gallien erhielten. Plinius der Aeltere, schreibt die Erfindung der Seife den Galliern bedingungsweise überhaupt zu, als Zeit der Erfindung das erste Jahrhundert n. Chr. angebend. „Die beste Seife indessen", bemerkt er weiter, „kam aus Deutschland und wurde aus Ziegentalg und Birken- oder Buchenasche bereitet." Materialien, welche eine vorzügliche Kernseife liefern, was noch heute alle Großmama's alten hauswirthschaftlichen Schlages bezeugen werden, welche, getreu altbürgerlicher Sitte, bei der Geburt einer jeden Enkelin einen Kessel voll Seife, wenn auch just nicht aus reinem Ziegentalg, sondern aus Fett, Rinder- und Hammeltalg, kochen und in eine Tonne packen, um sie dereinst dem Großkind in den Brautschatz zu schenken. Die Araber und die ihnen stammverwandten Völker des Orients, hatten Seife schon vor dem Propheten, was sich aus dem Koran beweisen läßt. Chinesen und, irre ich nicht, auch die Japanesen, waren, als wir diese Völker kennen lernten, bereits seit unvordenklichen Zeiten im Besitz von Seife. Die Araber brachten die Sodaseife — Soda gewannen sie aus sodahaltigen Pflanzen, wie im Orient noch heute so geschieht, während wir jetzt die Soda aus Kochsalz erzielen, ein Verfahren, wozu Leblanc den Weg fand — und deren Bereitungsweise nach Spanien; das alte Venedig holte Seifen aus Tunis und lernte selbst ausgezeichnet solche zubereiten. Spanische und venetianische Seife war denn auch im Mittelalter und weit darüber hinaus noch hochberühmt und auf dem Waschtisch der eleganten Welt überall eine unentbehrliche Requisite. Die Seifen des Orients waren ausschließlich Oelseifen, die Spaniens und Italiens größtentheils. Dem alten Rom unter den ersten Kaisern lieferte aber hauptsächlich Deutschland die Seife und nicht blos diese, sondern auch—wunderbar genug!—die Pomaden! Auch diese scheinen also unsere langhaarigen Vorväter vorzüglich bereitet zu haben, wenigstens erzählt wiederum Plinius, daß die Deutschen ihrer Seife eine rothe oder gelbe Farbe zusetzten, um sie zum Färben ihrer Haare zu benutzen (also veritable Stangenpomade!) und Martial räth gegen das frühzeitige Ergrauen der Haare Nachts eine Blase über das mit „bavarischem Schaum" benetzte und gefärbte Haar zu ziehen.

Zwei Begräbnisse.

London, den 13. Juni.

Am 11. Juni, um die zweite Mittagsstunde, bewegte sich von dem Schlosse von Charlottenburg auf den sonnenbeschienenen Kieswegen ein Trauerzug zwischen den ernsten Fichten und Cederbäumen hindurch nach dem Mausoleum von Charlottenburg, wo die sterblichen Ueberreste König Friedrich Wilhelms III. und seiner unvergeßlichen Louise, und seit vergangenem Herbst auch die ihres jüngsten Sohnes, des verewigten Prinzen Albrecht, beigesetzt sind. Es war die königliche Familie von Preußen, voran J. M. die Kaiserin, geführt von dem Sohne, dem Kronprinzen, und dann alle Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, sämmtlich in tiefe Trauer gekleidet, und außerdem noch eine leidtragende Familie, die, obwohl nicht fürstlichen Geblütes, durch die Trauer mit der königlichen Familie an diesem Tage vereint war. Es war die gräfliche Familie v. Harrach, ein ehrwürdiger Elternpaar und drei Söhne, und der stille Zug ging durch ein Spalier von Leidtragenden hindurch, die sich vor der Grabkapelle aufgestellt hatten, um einer Frau die letzte Ehre zu geben, die das Schicksal zu einer der höchsten und dabei der eigenthümlichsten Lebensstellungen emporgehoben hatte.

Die königliche Familie und die in ihrem Gefolge befindlichen Verwandten nahmen im Mausoleum den Weg die Treppe hinab nach der Grabcapelle, die sich unmittelbar unter den weltbekannten Marmorbildern Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Louise befindet. Dort in der Nähe der Sarkophage des unvergeßlichen Königspaares und ihres Sohnes stand unter Lorbeeren und Palmen ein neuer, mit schwarzem Sammet und Silber decorirter und mit der Fürstenkrone gezierter Sarg, der mit Palmen und Kränzen über und über bedeckt war. Es waren von nah und fern, von den anwesenden hohen Leidtragenden wie von treuen Freunden von den Ufern des genfer Sees die letzten Gaben der Liebe und Verehrung für die Frau, deren sterbliche Hülle dieser Sarg umschloß, für die Fürstin Augusta von Liegnitz, geborene Gräfin von Harrach. Es ist vorhin die eigenthümliche Lebensstellung berührt worden, welche die in voriger Woche in Bad Homburg verstorbene Fürstin zu Lebzeiten Friedrich Wilhelm's III. einnahm, ein Schicksal, wie es gern die Dichtung zu ihren Darstellungen sich auserwählt. Trotz ihres hohen Standes ein schlichtes, einfaches und unbemitteltes Mädchen, wurde sie von dem um 30 Jahre älteren Könige Friedrich Wilhelm III. zur Gemahlin gewählt, und Gemahlin eines Königs ohne Königin zu sein, hat sie die letzten 16 Jahre seines Lebens durch ihre edle Weiblichkeit, durch ihre Anmuth und Hingebung erheitert und verklärt.

Bekanntlich hatte sie der König in Töplitz gesehen, aber Jahre lang seine immer mehr und mehr wachsende Neigung für sie niedergehalten, bis der Entschluß in ihm gereift war, ihr seine Hand anzubieten. Augusta von Harrach stand damals in der höchsten Blüthe ihrer Jugendschöne; edel und zart von Gestalt, waren ihre Züge der Spiegel der Reinheit und Unschuld, der Teint war weiß und zart, Augen und Haar dunkel und über die ganze Gestalt war jener Zauber des ewig Weiblichen ausgegossen, der nicht geschildert, der nur empfunden werden kann. Das junge Mädchen nahm den Antrag des um so viel älteren Freiers an; aber ohne sich und den Nimbus einer Machtstellung zu überschätzen, hatte er ihr noch zehn Tage vor der Hochzeit geschrieben, sie solle den Schritt ruhig überlegen möge und daß er, im Falle sie noch zurücktreten wolle, sie ansehnlichst ausstatten werde, damit sie frei nach Belieben sich den Gatten wählen möge. Ihre Antwort lautete, daß sie dieser Brief in ihrem Entschlusse nur noch mehr bestärke.

So fand die Hochzeit am 9. November 1824 in demselben Schlosse von Charlottenburg, von welchem sich der Trauerzug in Bewegung setzte, statt, und zwar ganz im Geheimen. Nur sehr wenige Personen wußten darum, und groß war das Erstaunen des Publikums, als der König kurz darauf an der Seite einer dem Publikum fremden Dame in die Kirche trat und die Berliner an dem nämlichen Tage erfuhren, daß es die rechtmäßig angetraute, zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhobene Gemahlin des Königs sei. Es war keine beneidenswerthe Stellung, welche die neue Fürstin im Anfang einnahm; sie war mancher Kränkung, manchem harten Urtheile ausgesetzt; ihr Entschluß, dem Könige die Hand zu bieten, war nicht immer durch die lautersten Motive erklärt. Aber sie besiegte im Laufe der Zeit alle Ungunst und Voreingenommenheit, alles Uebelwollen durch ihre hohe Weiblichkeit, durch ihre würdevolle Bescheidenheit und durch jenen feinen Tact, den Verstand des Herzens, der sie immer das Richtige finden ließ. So befestigte sie ihre Stellung in der königlichen Familie sowohl als im Publikum, und der Tod ihres Gemahls, der ihre Stütze und ihr Halt im Leben war, änderte darin nicht das Mindeste.

In den letzten Decennien zwang sie ihr Gesundheitszustand, einen großen Theil des Jahres in milderem Klima zuzubringen; sie hatte sich in der Nähe des Genfer Sees eine zweite Heimath gegründet, und nur auf zwei Monate im Jahre, von Mitte Juli bis Mitte September, brachte sie auf ihrer Villa bei Sanssouci zu, kam dann wohl auch ab und zu nach Berlin, und wenn eine vierspännige Equipage durch die Straßen fuhr, deren Lakaien Dreimaster trugen, so freute sich das Publikum und sagte: die Liegnitz ist wieder da. Noch in ihrem Alter zeigte sie Spuren früherer Schönheit, und was diese überdauert und ihrem Andenken in den Herzen der Menschen eine Stätte gründen wird, das ist ihr hohes Herz und ihr weibliches Thun, auf das der Geistliche die Worte des Apostels anwandte, daß sie konnte hoch und daß sie konnte niedrig sein. Ihre Beisetzung fand an demselben Tage statt und mit demselben Liede: „Was Gott thut, das ist wohl gethan," an dem und mit welchem man vor 33 Jahren ihren Gemahl Friedrich Wilhelm III. in die Gruft trug.

Von der stillen Gruftcapelle zu Charlottenburg wurde die königliche Familie des anderen Tages Mittags um 11 Uhr zu einer zweiten Trauerfeier in den Dom von Berlin gerufen. Dort stand auf einer Estrade vor dem Altar der Sarg des verewigten Prinzen-Admirals Heinrich Adalbert von Preußen, den der Tod in Karlsbad, das er jährlich zu besuchen pflegte, so unerwartet ereilt hatte. Er war der Sohn jenes hochherzigen Fürstenpaares, das sich in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens dem übermüthigen Eroberer selbst als Geisel für das Vaterland darbieten wollte; der Sohn seiner Mutter, die zuerst in jener Zeit der schweren Noth die goldenen Ringe auf den Altar des Vaterlandes niederlegte und dafür eiserne trug, eine Frau, welche als die Erweckerin des weiblichen Samariterthums genannt werden muß; einer Mutter, welche ihm in einem Wiegenliede die Namen aller jener großen Männer der Befreiungskriege sang, während die Kanonen der Schlacht von Großbeeren an die Wiege herübertönten. Prinz Adalbert hatte von seinem Vater, dem Prinzen Wilhelm, dem Bruder Friedrich Wilhelm's III die Volksthümlichkeit geerbt.

Welcher Berliner aus jener Zeit erinnerte sich nicht des alten Herrn in der blauen Dragoneruniform, wie er tagtäglich die Linden hinab seinen Spaziergang nach dem Thiergarten machte? Und so hatte es auch der Sohn fortgesetzt. Eine bürgerlich behäbige Gestalt, liebte er es, in seiner bequemen Marineuniform die Straßen zu durchwandern, vor den Läden und Auslagen stehen zu bleiben und mit Bekannten, die ihm zufällig aufstießen, auf der Straße zu sprechen. Sein Bruder, Prinz Waldemar, der ihm im Tode vorangegangen ist, war im Ansehen fürstlicher, in seiner Anlage genialer; Prinz Adalbert dagegen war ruhiger, einfacher, praktischer, aber mit diesen Eigenschaften hat er das Große geleistet, daß sein Name mit der preußisch-deutschen Flotte, mit ihrem Entstehen und Wachsen unzertrennlich sein wird. Und nun deckte die Commandeflagge seines Admiralschiffs, das eiserne Kreuz im weißen Felde und mit den breiten rothen Streifen in einer Ecke, nun deckte sie seinen Sarg zur letzten Fahrt, wie der Geistliche, Oberhofprediger Dr. Kögel in seiner Gedächtnißrede poetisch denkend bemerkte.

Auf dem Sarge lag auf einem Drap d'or Kissen: die königliche Krone, der Schwarze Adler Orden und die übrigen Insignien königlicher Abkunft. An den Seiten des Sarges hingen Lorbeerkränze mit bairischen, hessischen und preußischen Farben, die letzten Gaben der Liebe der beiden hinterbliebenen Schwestern des Verewigten und der königlichen Anverwandten. Auf vergoldeten Tabourets rings um den Sarg lagen die Rangabzeichen und verschiedenen Ordensdecorationen des Verstorbenen. Nach dem betreffenden Gebrauch ist es Sitte, daß der betreffende Hofmarschall und die Adjutanten an das Kopfende des Sarges treten und so jedem gleichsam bis zu seinem letzten Gange Wache halten. Der Hofmarschall von St. Paul konnte dieser Ehrenpflicht nicht Genüge leisten, von Krankheit heimgesucht, konnte er nur sitzend der Trauerfeierlichkeit beiwohnen, unmittelbar vor dem mit schwarzem Tuche behangenen Platze, an welchem die hinterlassene Wittwe des Prinzen, die mit ihm in morganatischer Ehe vermählt gewesen, Frau von Barnim, dem Traueracte beiwohnte.

So nahm in Vertretung des Hofmarschalls der General-Adjutant, General der Cavallerie, Graf von Bismarck-Bohlen, diese Stelle ein; hinter ihm stand der Adjutant des Admirals, Capitän-Lieutenant Freiherr v. Rösing, und weiter gruppirten sich auf der Estrade um den Sarg, die Deputationen der See-Officiere und der Marine-Truppen, der Garde-Artillerie und des 1. Thüring'schen Infanterie-Regiments Nr. 31, und an der Seite die gesammte männliche und weibliche Dienerschaft des verewigten Prinzen bis zum geringsten derselben. Vor dem Kopfende des Sarges stand im Halbkreis eine Reihe Stühle für die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, den Raum hinter denselben und im Schiffe der Kirche erfüllten die höchsten Würdenträger des Hofes und des Staates und die Deputationen der Officiercorps.

Der Kaiser wohnte der Feierlichkeit nicht bei. Gegen 11 Uhr erschien Ihre Majestät die Kaiserin, geführt von dem Vertreter des Königs von Bayern, dem Prinzen Luitpold von Bayern, in der Uniform seines Magdeburger Feldartillerie-Regiments No. 4. Dann folgte am Arme des Kronprinzen, das Haupt von einem langen, schwarzen Schleier überdeckt, die Prinzessin Karl von Hessen und bei Rhein, die Schwester des Prinzen Adalbert; dann kamen die Kronprinzessin, die Prinzessinnen des königlichen Hauses, und als nächst Anverwandte die drei Prinzen von Hessen, die Neffen des Verstorbenen, an die sich die Prinzen des königlichen Hauses und die übrigen fürstlichen Anverwandten anschlossen. Der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl trugen die Marschallsstäbe in der Hand. Beim Eintreten verneigte sich die Kaiserin, welche über den schwarzen Gewändern sämmtliche Ordenszeichen trug, tief vor dem Sarge, und darauf begann die Feierlichkeit.

Der Hof- und Domprediger v. Hengstenberg verrichtete den liturgischen Theil derselben. Hofprediger Dr. Kögel schilderte in kurzer, einfacher, markiger und das Herz bewegender Rede die Vorzüge des Verstorbenen als Mensch, Soldat und Christ, und als der Segen über den Sarg gesprochen, wurden von drei Bataillonen und von 12 Geschützen je dreimal die Salven als letzte Ehrenbezeigung für den Heimgegangenen gegeben. Tief ergreifend war es, wie am Schlusse der kirchlichen Feier der Kronprinz die Prinzessin Karl von Hessen die Stufen der Estrade hinaufführte und diese in Thränen und in stummem Gebete zu den Füßen des Sarges niedersank. Darauf trat der Kronprinz und jeder der Prinzen vor den Platz der Frau v. Barnim hin und drückten in tiefer Verneigung der in Schmerz gebeugten Wittwe ihr Beileid aus. Langsam verließ der größte Theil der Trauerversammlung den Dom, nur ein kleiner Theil derselben, diejenigen, welche die nächste Umgebung des Prinzen gebildet hatten, blieben zurück. Der Sarg wurde von der Estrade herunter auf eine mit schwarzem Tuch bekleidete Versenkung gebracht, Graf v. Bismarck-Bohlen und der Adjutant Capitän-Lieutenant Freiherr v. Rösing, traten an die Seite, den linken Arm auf den oberen Theil des Sarges legend, und so folgte dem Verewigten der Dienst bis zur letzten Station des Todes, bis in die Gruft hinab, in welche unter den Klängen der Orgel der Sarg sich langsam niedersenkte.

Die Zunahme der Verbrechen.

Der „Cinc. Vlksfrd." sagt: „Besonders auffallend ist es, daß die Zahl der schweren Verbrechen gerade in einer Zeitperiode in so beunruhigender Weise zunimmt, in welcher die sogenannten Moralisten in Amerika die außerordentlichsten Anstrengungen machen, die Menschheit mit Gewalt nach ihrer Idee zu reformiren. Es ist schwer, die richtigen Gründe für die traurigen Abirrungen aufzufinden, welche unsere gegenwärtigen Zustände charakterisiren. Obwohl sie mit Vorbehalt aufgenommen werden sollte, so hat doch die Behauptung etwas für sich, daß die vielen Gewaltthaten, die Ausbrüche von wilder Leidenschaft und die Mißachtung des Werthes eines Menschenlebens noch Folgen des Bürgerkrieges sind. Die junge, jetzt eben in's Mannesalter wachsende Generation hat Jahre lang von den blutigen, oft unmenschlichen und grausamen Scenen gehört, welche in jedem Kriege vorfallen, in einem Bürgerkriege aber natürlich am Häufigsten. Daß eine Abstumpfung des Humanitätsgefühles, eine falsche Auffassung von Bravour, ein Rückfall in Rohheit dadurch bewirkt wird, läßt sich unbedingt nicht abstreiten. Außerdem ist unser ganzes Volk lange in einem Zustande der Aufregung gewesen; unser politisches Leben war fieberhaft; ruhige Beurtheilung war dem Fanatismus gewichen und am Ende hat noch die allgemein eingerissene Corruption dem Rechtsgefühle großen Eintrag gethan. Die Geschichte lehrt uns, daß ähnliche Zustände nach großen blutigen Katastrophen auch in andern Ländern eingetreten sind, und daß es so ziemlich jedem Volke, welches davon heimgesucht wurde, eine geraume Zeit genommen hat, ehe es sich wieder davon befreite. So bleiben wird es in Amerika nicht. Unsere Zeitperioden sind auch kürzer, wie die anderer Völker. Es ist thatsächlich, daß noch nie nach einem wüthenden Bürgerkriege, wie der unsrige einer war, der Soldat wieder so leicht zum Bürger geworden ist, als hier. Wir dürfen also auch erwarten, daß wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Nachwirkungen jenes unglücklichen Kampfes überwinden werden."

Nachrichten von Europa.

Queenstown, 25. Juni. Der Dampfer „Pennsylvania" ging gestern um 8 Uhr Abends von hier nach Philadelphia ab.

London, 25. Juni. Eine Depesche von dem Dampfer Great Eastern von gestern Mittag berichtet, daß derselbe 1373 Meilen Kabel gelegt habe und Alles in Ordnung sei. Der Dampfer befand sich in 43.14 Grad Länge.

Die London „Hour" von heute veröffentlicht eine Specialdepesche, nach welcher General Nouvillas, der Ober-Commandant der spanischen Armee im Norden, mit einigen Compagnien von den Carlisten bei Pampeluna gefangen worden sein soll.

Cork, 25. Juni. In der Militärkaserne wurde in der letzten Nacht eingebrochen und Waffen entwendet. Es sind mehrere der That Verdächtige verhaftet worden.

Die Telegraphendrähte zwischen Bandon und Kinsdale sind zerschnitten worden.

London, 25. Juni. Zu Greenwich fand heute Abend ein Bankett zu Ehren des Shah von Persien statt. Der Prinz und die Prinzessin von Wales und 700 Gäste waren zugegen.

London, 25. Juni. Eine Depesche von Plymouth meldet, daß das Schiff Queen of thee Seas heute mit 9000 Gewehren und 1,600,000 Patronen absegelte und es hieß, daß die Absicht vorliege, die Waffen und Munition auf offener See auf die Dampf-Yacht Deerhound zu übertragen. Den Zollbeamten gelang es die Yacht anzuhalten, doch waren sie nicht im Stande das Schiff Queen of the Seas aufzuhalten. Die Yacht Deerhound ist dasselbe Schiff, welches den Capitän Semmes und die Mannschaft des Kaperschiffes Alabama rettete, welches letztere von dem Ver. Staaten Kriegsdampfer Kearsage in den Grund gebohrt wurde.

Paris, 25. Juni. Ein an der Börse verbreitetes Gerücht, daß M. Pierre Magne, der Finanzminister, im Begriffe ist, dem Präsidenten Mac Mahon seine Resignation einzureichen, drückt die Renten herunter.

Paris, 25. Juni. Die Polizei hat Ernest Lefevre, den Administrator, und Mr. Raphael, Mitglied der Commune, verhaftet.

Paris, 25. Juni. Die städtischen Journale sind entrüstet über die Weigerung der Municipalität, Gelder zum Empfang des Shah von Persien zu bewilligen. Die Regierung wird wahrscheinlich bei der Nationalversammlung um Bewilligung der nöthigen Gelder nachsuchen.

London, 25. Juni. Die „Daily News" hat folgende Nachrichten von dem Fortschritt der Expedition gegen Khiva; Die vereinigten Colonnen von Orenburg und Mangyshlak haben Kilai, welches nur drei Tagesmärsche von Khiva entfernt liegt, eingenommen. Gen. Kaufman war mit der Taihkend Colonne zu Chak eingetroffen, welches ungefähr ebensoweit östlich von Khiva liegt.

Eine Spezial-Depesche an die „London Times" sagt, daß Tchikslar Detachement sei völlig von Hitze und Wassermangel erschöpft nach Krasnovodsk zurückgekehrt. Der Khan von Bokhara hat in freundlichster Weise gegen die Russen gehandelt.

Madrid, 25. Juni. Das Colonial Departement entwirft jetzt eine neue Bill für die Abschaffung der Sclaverei in Cuba, wobei die Interessen der Eigenthümer nicht geschädigt werden sollen.

Der Colonel eines Detachements, welches in einem kürzlichen Gefecht mit den Carlisten geschlagen wurde, ist verhaftet und ins Gefängniß gebracht worden.

Barcelona, 25. Juni. Es sind hier aufs Neue Ruhestörungen ausgebrochen. Zwischen den Soldaten und Bürgern dauerte das Feuern die ganze Nacht fort. Die Truppen werden heute aus der Vorstadt entfernt und ein Polizei-Cordon zwischen derselben und der Stadt aufgestellt um weitere Zusammenstöße zu vermeiden.

London, 25. Juni. Zwei Schiffe mit Waffen für die Carlisten in Spanien sind von Zollbehörden in Plymouth aufgehalten worden.

London, 25. Juni. Die Carlisten stellen die Wahrheit des Berichts, daß die vereinigten Banden Elios, Ollo's und Dorregary's geschlagen wurden, in Abrede und behauptet im Gegentheil, daß General Elio 2000 Republikaner zu Baranca umzingelt und gefangen genommen habe.

New York, 25. Juni. Eine Special-Depesche aus Madrid von heute berichtet, daß am 21. d. Mts. zu Estella ein Gefecht zwischen den Carlisten und Republikanern stattfand. Die Republikaner unter Portillo besetzten eine gute Position im Gebirge oberhalb Ollogaela und Garango, und Nouvilla's Truppen zogen sich nach der Sierra Andia hin. Die Carlisten unter Ollo wurden, während sie sich nach der Richtung von Portillas Position zurückgezogen, von Portillos mit heftigem Feuer angegriffen und 600 Mann getödtet und 300 verwundet. Die Republikaner verloren 4 an Getödteten und 60 an Verwundeten. Ollo's Commando trennte sich von Dorregary und floh nach allen Richtungen. Sie werden sich wahrscheinlich zu Pana Cerrada wieder vereinigen. Portilla, Castanon und der General en Chef verfolgen sie eifrig.

Rom, 25. Juni. Eine neue Minister-Krisis steht in Aussicht. Die Deputirten-Kammer verwarf heute durch ein Votum von 86 gegen 157 Stimmen einen von der Regierung unterstützten Antrag, zur Berathung der finanziellen Gesetze zu schreiten. Als das Votum angekündigt ward, erklärte Signor Lanza, der Präsident des Ministeriums, daß er dem König Mittheilung machen und morgen das Haus von den weiteren Maßregeln in Kenntniß setzen werde.

Berlin, 25. Juni. Bismarck schloß heute die Sitzung des deutschen Parlaments. Er sagte, er sei beauftragt, das Bedauern des Kaisers auszusprechen, daß derselbe wegen Unpäßlichkeit nicht zugegen sein könne; der Kaiser befinde sich jedoch jetzt in der Besserung.

Wien, 25. Juni. Da der Kaiser von Deutschland wegen seiner Unpäßlichkeit verhindert ist, Wien zu besuchen, so ist die Kaiserin Augusta an seiner Statt hierher gekommen. Sie traf heute hier ein und wurde vom Hofe und vom Volk auf glänzende und enthusiastische Weise empfangen.

Wien, 27. Juni. Die Ex-Königin Isabella wird morgen hier erwartet.

Rom, 27. Juni. Der König hat den Signor Lanza ersucht Minghetti bei der Bildung eines neuen Ministeriums behülflich zu sein.

In Neapel sind die Miethkutscher ausgestanden.

New-York, 27. Juni. Eine Spezial-Depesche des N. Y. Herald von Florenz von heute meldet, daß Hiram Powers, der amerikanische Bildhauer, heute Morgen um 7 Uhr nach längerer Krankheit gestorben sei.

Paris, 27. Juni. Die National-Versammlung hat die Wahl des Radikalen M. Thurigny von Nièvre bei Seite gesetzt.

Der Khedive von Egypten wird in Marseille erwartet.

London, 27. Juni. Die „Daily News" berichtet, daß die russische Commission zur Entfaltung des Handels in Asien den Vorschlag macht, die Pothi und Tiflis Eisenbahn nach Boker, einer russischen Ortschaft an dem westlichen Ufer des Caspischen Meeres und von dort nach Theran, der Hauptstadt Persiens, auszudehnen. Die „News" betrachtet dies Unternehmen in Asien als eine mächtige Anstrengung zur Vernichtung des brittischen Handels im Orient.

London, 27. Juni. Eine Spezial-Depesche des London Telegraph aus Central Asien sagt, daß der Khan von Khiva sich den Russen ohne Bedingungen ergeben habe, nachdem Gen. Kaufman zwölf Capitulations-Anträge, die in verrätherischer Absicht gemacht worden waren, zurückgewiesen.

Lissabon, 27. Juni. Von Rio Janeiro sind Nachrichten bis zum 8. Juni eingetroffen. Der Staatsrath von Brasilien hat entschieden, daß die päpstlichen Verordnungen erst die Genehmigung der Regierung haben müssen, ehe sie veröffentlicht werden können und daß die Verhängung des Kirchenbanns in Brasilien ohne bürgerliche Kraft ist.

Die Regierung von Paraguay hat sich geweigert mit dem Spezial Gesandten der Argentinischen Republik in Unterhandlung zu treten bis die Argentinischen Truppen aus dem Gebiet von Paraguay entfernt sind.

Die revolutionären Parteien in Paraguay und Entre Rios nehmen an Stärke zu.

Madrid, 28. Juni. Die republikanische Truppenabtheilung unter Castanon wurde am letzten Donnerstag in Navarra von Carlisten überrascht und floh in großer Unordnung nach Pampeluna. Als sie dort ankamen, empfing sie die Bevölkerung mit dem Rufe: „Nieder mit Nouvillas". Man glaubt, daß die Regierung Nouvillas von dem Oberkommando der Armee des Nordens abrufen wird. Die Regierungstruppen unter Gen. Cabinetz haben die von Don Alfonso geführte Carlistenabtheilung geschlagen.

Senor Margall hat ein Compromiß Ministerium gebildet, welches folgendermaßen zusammengesetzt ist: Raths-Präsident und Minister des Innern, Margall; Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Maisonave; Kriegsminister, Gonzalez; Finanzminister, Carvajal; Justizminister, Berges; Marineminister, Aurich; Minister der Colonien, Sorni.

Senor Aurich, der gestern ernannte Marineminister hat seine Stelle niedergelegt.

Als Senor Margall den Cortes den Rücktritt Aurich's anzeigte, bat er sie keine Interpellationen zu stellen. In Folge des Rücktritt's des Marineministers wurde das Cabinet nicht bestätigt und die Krisis der Regierung dauert fort. Ein in den Cortes gestellter Antrag, daß diese Körperschaft sich als Committee der öffentlichen Sicherheit organisiren solle, wurde verworfen.

Die „Gaceta" von heute Nachmittag bestätigt den Bericht über die Niederlage der Republikaner unter Castanon in Navarra durch eine Carlistenabtheilung und ebenso den Rückzug der Ersteren nach Pampeluna.

Die Unordnungen in Sevilla haben wieder begonnen und der Belagerungszustand wurde über diese Stadt verhängt. Ein Zusammenstoß zwischen den Truppen und den Bürgern ist nahe bevorstehend.

Madrid, 29. Juni. Die Unversöhnlichen drohen die Waffen zu ergreifen, wenn das Ministerium ausschließlich aus Mitgliedern der Rechten gebildet werden sollte. Die Behörden haben Vorbereitungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung getroffen und haben eine Abtheilung Civil-Garde rings um den Cortes Palast aufgestellt.

Der Bericht von der Niederlage von Don Alfonso's Carlisten-Abtheilung durch Gen. Cabinetz wird offiziell bestätigt.

Die Internationalen gewinnen in Catalonien Anhänger.

Der Pfarrer von Santa Cruz hält noch immer den Mayor von Viriaton und einen Correspondenten der Zeitung „Le Pays" als Gefangene und will sie nur gegen zwei verhaftete Carlisten-Offiziere austauschen.

Senor Costade ist zum Minister der öffentlichen Arbeiten ernannt worden.

Madrid, 29. Juni. Senor Margall erklärte gestern in den Cortes, daß sein politisches Programm unverändert sei. Es wurde Notiz gegeben, daß die Regierung eine Bill zur sofortigen Abschaffung der Sklaverei in Cuba vorlegen werde und daß dieser Colonie dieselben politischen Privilegien ertheilt werden, wie sie das Volk von Spanien genießt. Diese Ankündigung wurde mit Jubelrufen aufgenommen.

Der Marine-Minister verlangte als Maßregel der Ersparniß die Abschaffung der Admiralität und des Mittelmeer-Geschwaders.

General Nouvillas telegraphirt, daß Castanon bei seinem kürzlichen Gefecht mit den Carlisten in der Nähe von Pampeluna 20 Mann an Getödteten, 100 an Verwundeten und Vermißten verlor und daß der Verlust der Rebellen 100 an Getödteten und 400 an Verwundeten betrug.

London, 28. Juni. Eine Wahl zur Besetzung einer Vacanz im Hause der Gemeinen fand gestern in Berwickshire, Schottland, statt. Der liberale Candidat, Mr. Miller, wurde mit einer Majorität von 14 Stimmen gewählt.

London, 28. Juni. Eine Specialdepesche der London „Hour" aus Berlin sagt, daß die Cholera dort erschienen sei. Zwei Personen sind gestern an derselben gestorben. Es soll in Folge dessen große Aufregung unter der Bevölkerung herrschen.

St. Petersburg, 29. Juni. Eine offizielle Depesche von General Kauffman meldet, daß die Hauptstadt von Khiva am 10. ds. Mts. von den Russen besetzt wurde. — Der Khan von Khiva ist nach Yermandow entflohen.

Florenz, den 29. Juni. Heute Morgen um 5 Uhr verspürte man heftige Erderschütterungen im Norden Italiens. In Venedig und Verona waren die Erschütterungen besonders heftig und verursachten Schrecken unter den Einwohnern. Es fanden dort mehrere Unfälle statt, doch war kein ernstlicher Schaden an Personen oder Eigenthum zu beklagen. An anderen Punkten waren die Erschütterungen noch heftiger und von verheerender Wirkung.

Eine Depesche von Treviso meldet, daß zu Fagaletto, ungefähr 35 Meilen nördlich von Venedig, eine Kirche vom Erdbeben zerstört und 18 Personen getödtet wurden. In vier Dörfern in der Nähe von Vittoria wurden 14 Personen getödtet und viele verletzt.

In der Stadt Belluno, am Flusse Piave, 50 Meilen von Venedig, wurde großer Schaden angerichtet.

Wien, 28. Juni. In der türkischen Provinz Bosnien herrscht vollständige Anarchie hervorgerufen durch Verfolgungen der Christen durch die Muhamedaner. In einem Distrikt der Provinz wurden in den letzten sechs Wochen 270 Christen ermordet und die Mörder blieben straflos. Es wurde auch nicht einmal der Versuch gemacht, sie zu verhaften.

Die Vertreter der fremden Mächte in der Türkei fordern eine Untersuchung dieser Grausamkeiten und rufen die Behörden auf, die Verfolgten zu beschützen.

Die Christen sind in Folge dieser Mordthaten in großer Aufregung, und viele derselben wandern aus.

London, 28. Juni. Eine Depesche aus Penang sagt, daß die holländische Regierung zur Beendigung des Krieges mit Atcheen dem Sultan den Antrag gestellt hat, die bis jetzt aufgelaufenen Kriegskosten zu zahlen, die von den holländischen Truppen niedergebrannte Moscheen wieder aufzubauen, die Unabhängigkeit des Sultans anzuerkennen und sich jeder Einmischung in den Mohamedanismus zu enthalten. Dagegen fordert Holland, daß den holländischen Kaufleuten in den Häfen von Atcheen gewisse Begünstigungen gewährt werden.

Vermischtes.

Prof. Böttcher in Frankfurt hat eine harte Dinte entdeckt, die man ohne Gefäß in die Tasche stecken und daher sehr gut auf Reisen gebrauchen kann. Man tränkt mehrere Blätter Bließpapier mit Anilinschwärze und preßt dieselben dann fest zusammen. So oft man später Dinte braucht, wird ein Stück von dem Papier abgerissen, Wasser darüber gegossen und die Tinte ist fertig.

Ueber die wunderbare Verwunderung eines Yankee schreibt die Westl. Post: Die hohe Kuppel des Wiener Weltausstellungsgebäude erzeugt gar sonderbare Gedanken, je nach der geistigen Richtung des Beschauers. So schreibt z. B. der Wiener Correspondent des Bostoner „Transcript"—: „Wenn man zu dieser Kuppel emporblickt, hält man es für geradezu unmöglich, daß unser Bunker-Hill-Monument unter ihr stehen und noch immer 40 Fuß Zwischenraum von Spitze zu Spitze lassen könnte!' — In der That, wie ist es möglich, daß Etwas in der Welt höher sei als das Bunker-Hill-Monument. — Was nur der Stephansthurm dazu sagt?

Kürzlich ging in dem Städtchen Culpepper Courthouse, Va., Francis Bryan, ein Farbiger, mit seiner 17jährigen Tochter durch eine der Hauptstraßen und begegnete unterwegs zwei weißen Burschen, Namens Jamiesen und Willias, welche sofort einen schamlosen Angriff auf das Mädchen machten und dasselbe wegzuschleppen suchten. Der Vater des Mädchens setzte den beiden Hallunken Widerstand entgegen, um seine Tochter aus ihren Klauen zu retten, als Williams plötzlich ein Messer zog und dem Bryan den Hals von Ohr zu Ohr durchschnitt. Das Blut des Verwundeten spritzte wie Wasser aus einer Fontaine in die Luft und strömte über das unglückliche Mädchen, welche sich nur mit Mühe aus den Händen der beiden Bestien entziehen konnte. Die beiden Mordbuben bewerkstelligten dann ihre Flucht und sind nicht eingefangen worden. Die Aerzte erklärten die Wunde Bryan's für tödtlich.

Ein Testamentsprozeß, bei dem die Erben nichts erhalten. Ein Testamentsprozeß liegt der Chancery Court von Kentucky zur Entscheidung vor. Vor zwei Jahren starb nämlich ein Mann mit Hinterlassung eines Vermögens von $3000, die Schulden betrugen $58. Ein Administrator wurde ernannt, ein Prozeß eingeleitet und von dem Advokaten desselben $1300 verlangt und ihm auch bewilligt. Der Rest der Erbschaft wird nun von dem Administrator, dem Sheriff und den Clerks beansprucht, so daß den Erben gar nichts übrig bleibt.

In Milwaukee werden Mucker und Temperenzler immer frecher. Der dortige Mayor Ludington, von Hause aus so wenig Mucker und Temperenzler wie Medill, scheint sich doch gleich letzterem, immer mehr von denselben mehr in's Bockshorn jagen zu lassen. So kommt es, daß die Wirthe daselbst gegenwärtig „vogelfrei" sind. Er läßt den Wirthen ihre Gewerbscheine nicht ausfolgen, nachdem sie die Gebühr schon seit Anfangs Mai eingezahlt und dadurch die Berechtigung zum Betriebe ihres Geschäftes erlangt haben. Das „Banner" bemerkt hiezu: „Die Wirthe haben das Recht, die Scheine zu verlangen, nachdem sie die vorgeschriebene Gebühr im städtischen Schatzamt hinterlegt. Ohne Gewerbeschein ist jeder Wirth der Willkür irgend eines Neidhammels, Spions oder muckerischen Wassersimpels preisgegeben. Die Milwaukeer Wirthe besitzen heute keine Zeile schriftlich, welche sie zur Ausübung ihres Geschäfts ermächtigt. Sie haben die Lizensgebühr bezahlt und müssen trotzdem täglich gewärtigen, wegen Betrieb eines Geschäftes ohne Licenz verhaftet und in große Gerichtskosten gestürzt zu werden. Von der Polizei werden sie dergleichen allerdings nicht zu befürchten haben, aber es giebt außer dem Stadtrichter Malory noch andere Richter und Gerichtshöfe, welche sich vielleicht nur zu gerne dem Machtwort der Sonntagsmucker und Wasserkröten fügen werden. „Für den Fall, daß das oberste Staatsgericht in dem jetzt vor ihm anhängigen Fischer'schen Prozesse zu Gunsten der Constitutionalität des Temperenzgesetzes entscheidet, stellt das „Banner" für Milwaukee förmlichen Sonntagszwang und Wirthsknebelung in Aussicht, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Die Warm Spring Indianer. Es wird nicht uninteressant sein, über jene Indianer die in dem Modoc-Kriege so viel genannt wurden, einiges Näheres zu erfahren. Diese unter Donald McKay stehende Schaar von 75 Mann ist aus Abkommen mehrerer Indianer-Stämme zusammengesetzt. Es sind 50 Warm Spring's, 23 Wascohum, 1 Walla Walla und 1 Nuatilla Indianer in dieser Schaar. Donald McKay ist der Sohn eines bekannten schottischen Pelzhändlers und einer Indianerin. Er ist sechs Fuß groß, wohlgebaut, verständig, umgänglich und ein ausgezeichneter Anführer. Er spricht sieben verschiedene Indianer Dialekte und kennt den Charakter der Indianer genau. Die seinen Indianern angewiesene Reservation ist an den Quellen des Warm Springflusses, ungefähr 50 Meilen südlich von dem Columbia Flusse. In diesem Gebiete ist eine mächtige warme Schwefelquelle, welche zur Heilung von Rheumatismus vorzüglich sein soll und dem Stamme den Namen gegeben hat.

In den Indianerkriegen von 1855 und 1856 waren die Warm Springs Feinde der Weißen, doch nachdem sie geschlagen worden waren, schlossen sie Frieden und erfüllten seitdem gewissenhaft die Bedingungen desselben. Während des Krieges, den Gen. Crook mit den Snake Indianern führte, dienten sie ihm als Kundschafter. Bei der Bande befinden sich zwei christliche Missionäre, welche jeden Sonntag Gottesdienst halten. Wenn auch die meisten Indianer sich an demselben betheiligen, so sind sie doch größtentheils noch immer Anhänger der „Smohalla" Religion. Dieser war indianischer Prophet, der den endlichen Untergang der Weißen und die Wiederherstellung der Macht der Indianer voraussagte und dabei unter den Indianer großen Anhang fand.

Jung Kentucky. Kürzlich nahm der sechsjährige Sohn des in der Nähe des Mt Vernon im County Rockcastle, Ky., wohnenden Hrn. Singer die Pistole aus einem Speiseschrank und feuerte dieselbe auf seine 4jährige Schwester ab. Dieselbe ward erheblich, jedoch nicht tödtlich verwundet. Die Aufbewahrung der Pistole im Speiseschranke scheint darauf hinzudeuten, daß in jener Gegend Kentucky's Schießwaffen zu den täglichen „Lebensbedürfnissen" gehören. Der sechsjährige Knabe scheint davon ebenfalls überzeugt zu sein.

Die erste Sendung von lebenden Seethieren von dem Osten nach St. Francisco mißlang am 6. Juni in Folge einer Entgleisung des Zuges, in dem sich die Aquarium-Car befand. Diese stürzte durch eine Brücke in den Elkhornfluß und mehr als eine Million kleine Fische entkamen. Bis dahin hatte man keinen Zweifel gehegt, daß die lebende Waare wohlbehalten, allerdings mit einer kleinen Verminderung an ihrem Bestimmungsorte anlangen werde. Die Seekrebse waren die einzigen Thiere, die den Transport nicht auszuhalten schienen, obschon an mehreren Plätzen frisches Wasser und Eis eingenommen wurde. Es wird demnächst eine zweite Sendung abgehen, um Schadfische nach den californischen Gewässern zu bringen.

Das Journal of Commerce veröffentlicht ein Cholera-Recept und macht hierzu folgende Bemerkungen: „Wir fanden, daß sich das Mittel stets bewährte. Es ist vollkommen frei von Alkohol und besteht aus Mitteln, welche leicht und billig zu haben sind und von Jedermann leicht gemischt werden können. Man nehme:

Tinct. opii,
Capsici,
Rhei ec.
Menth. pip.
Campho.

in ganz gleichen Theilen, 10 bis 30 Tropfen in 3 bis 4 Theelöffel Wasser. Die Stoffe, welche wir oben mit den lateinischen Namen angaben, sind: Opium-Tinktur, rother Pfeffer, Rhabarber, Pfeffermünz und Kampher. Man kann dieselben leicht bei sich tragen, und im Falle des Bedarfes nehmen und die Heilung wird sofort eintreten. Aber nicht allein in Cholerafällen bewährt sich das genannte Mittel, es ist auch vorzüglich bei jeder Art im Sommer vorkommender Gesundheitsstörungen." Mit Rücksicht auf das wechselnde Klima in unserem Continente und die in einigen Orten Amerika's auftretende Cholera und Ruhr kann die allgemeine Anwendung dieses zweifellos guten Mittels empfohlen werden.

Eine Eismaschine. J. B. Toselli in Paris hat eine neue Eismaschine erfunden, die von ganz origineller Construction ist. Dieselbe besteht aus einer Scheibe, welche aus einer spiralförmigen Röhre gebildet ist. Die Spirale ist an ihrem einen Ende offen und communicirt mit einem Wassergefäß. Das andere Ende der Spirale mündet in die hohe Achse der Scheibe, und hat von da aus durch eine Röhre Verbindung mit einer Schlange, die sich in einem Kühlschiff befindet. Die Schlange mündet wieder in dem Gefäß, in welches die Spirale eintaucht. Außerdem ist noch ein Ventilator angebracht, welcher Wind an beiden Seiten der Scheibe verbreitet. Dreht man nun an der Scheibe, so nimmt die Spirale Wasser aus dem Wassergefäß auf und treibt es auf einem langen Weg durch die Schlange im Kühlschiff wieder in das Wasserreservoir. Die Außenseite der Scheibe ist durch das theilweise Eintauchen derselben immer naß. Der vorbeistreichende Wind verdunstet die anhängende Feuchtigkeit und entzieht so der in der Spirale enthaltenen Flüssigkeit Wärme.

Die Klapperschlangen. Professor Samuel Aughey theilt in dem American Naturalist nicht uninteressante Beobachtungen über den Gebrauch, welchen die Klapperschlangen von ihrer Klapper machen, mit. Die allgemein verbreitete Ansicht, daß das Geräusch dieses Werkzeuges kleinere Thiere fascinire, fand er durch seine Beobachtungen bestätigt. So sah er in den Wäldern von Dacotah County in Nebraska, ein kleines Vögelchen, welches, als es das Geräusch einer Klapperschlange hörte, ruhig und starr nach der Stelle hinsah, von wo die Klapperschlange sich näherte, ohne nur an Flucht zu denken. Ein Schuß aus der Büchse des Professors tödtete die Schlange und der Vogel erhielt seine frühere Beweglichkeit wieder. Außerdem gebraucht aber die Schlange ihr Instrument hauptsächlich als Signal für ihres Gleichen. Durch das Klappern drückt es die zarten Regungen der Liebe aus, denn es gelang dem Professor auch eine Scene zu belauschen, in welcher das Getöne der Klapper aus einiger Entfernung erwidert wurde und das Weibchen herbeilockte. Auch dient ihr dieselbe noch als Kriegsgeschrei und Hülferuf. So will der Professor beobachtet haben, daß einst 7 Schweine eine Klapperschlange angriffen, welche alsbald ein Zeichen gab, worauf 3 Schlangen ihr zu Hülfe kamen, doch gerade so wie sie unterlagen. Wir müssen dem Professor die Verantwortlichkeit für diese Erzählung überlassen.

Ein vor langer Zeit Verschollener. Wie die Blätter in Californien berichten, wurde vor Kurzem an den Sand Hügeln von San Mateo County das Gerippe eines jedenfalls vor Jahren gestorbenen Mannes aufgefunden. In der Nähe desselben fand man drei vollständig gut erhaltenen Daguerreotypen eine ältere und zwei jüngere Damen, eine derselben von überraschender Schönheit darstellend. Diese Bilder sind vervielfältigt worden und wird es vielleicht durch dieselben möglich werden, den Angehörigen des zweifellos vor langer Zeit Verschollenen, wenn auch keinen Trost so doch Gewißheit über sein Schicksal zu verschaffen.

Das Accordiren mit Bankräubern scheint allgemach zu einem stehenden Institut in diesem Lande zu werden. Wenigstens meldet wieder ein Blatt: „Wir hörten gestern, daß die Falls City Bank in Louisville, die im vorigen Winter mit so vielem Geschick aus ihrem Gewölbe entwendeten Obligationen zurückbekommen hat. Es ward ein Compromiß mit den Einbrechern bewerkstelligt, und nachdem man diesen 25. Cents am Dollar bewilligt war, gaben sie die Obligationen zurück." Das Einbrechen in Bankgewölbe ist wirklich ein lohnendes Geschäft, statt Strafe erhalten die Einbrecher eine Belohnung.

Einen Act der raffinirten Bosheit hat, wie der Berliner Figaro erzählt, kürzlich eine alte unverheirathete Dame, die sehr reich war, kurz vor ihrem Ende verübt, und zwar zu dem Zwecke, daß ihre Familie nichts von ihrem Reichthum erben sollte. Die alte Dame lebte nämlich in der Familie ihres Bruders, eines wohlhabenden Gärtners, der zur Zeit der Häuserspeculationen alle seine zahlreichen Aecker verkauft und dadurch ein fürstliches Vermögen erworben hatte. Eine comfortabel eingerichtete Villa nebst einem prachtvollen Ziergarten bewohnte der inzwischen zum Rentier avancirte Gärtner mit seiner Familie allein. Die alte Dame hatte ein vollständig getrennt gelegenes Quartier inne, welches mit allen nur denkbaren Bequemlichkeiten versehen war. Zu ihrer Bedienung hatte sie ein eigenes Mädchen, sie aß und trank entweder an, oder wenn sie dies ihrer Laune wegen einmal nicht thun wollte, so von dem Tische ihres Bruders. Sie zahlte für alle diese Annehmlichkeiten ihrem Bruder — nichts, indem er meinte, sie würde Zins auf Zins von ihrem Capital anlegen und sparen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er nach ihrem Tode kein baares Geld, keine Actien oder sonst geldwerthe Papiere, sondern nur zwei schwarzversiegelte Düten mit je 25 Thalern, den muthmaßlichen Kosten zu ihrer Beerdigung, fand. Alles übrige Papiergeld, alle Actien u. s. w. hatte sie, nachdem ihr Ende herangenaht, wahrscheinlich verbrannt, denn eine Nichte von der nun Verstorbenen war kurz vor ihrem Tode in ihrer Wohnung gewesen, als sie eben eine Menge Papier verbrannt, und auf die Bemerkung der Nichte, daß es nach angebranntem Papier rieche, hatte die Tante die wenig wohlwollende Antwort gegeben: „Ihr denkt gewiß, Ihr werdet viel nach meinem Tode erben. Ihr wollt so recht in meinem Gelde patschen, aber da habe ich Euch einen Strich durch die Rechnung gemacht." Deutlicher sprach sie sich nicht aus, erst nach ihrem Tode wurde es klar, was sie unter jener mystischen Bemerkung verstanden hatte: ihr ganzes Baarvermögen hatte sie — verbrannt. Aus Notizen, die im Nachlaß gefunden wurden, ging hervor, daß sie eine besondere Liebhaberei an anhaltischen Eisenbahnactien gefunden, und daß sie beinahe ihr ganzes colossales Vermögen darin angelegt, sowie auch schon seit fünf Jahren die Zinscoupons nicht eingelöst hatte. Auf vorstehende Angelegenheit beziehen sich die kürzlichen Inserate mystischen Inhalts in mehreren Berliner Zeitungen.

Ueber eine Tigerjagd wird der Times of India von Einem, der mit bei dem Abentheuer zugegen gewesen war, geschrieben: „Die Jagdgesellschaft bestand aus dem Capitän Floyd, den Lieutenants Wingate, Giles und Anderen vom 16. Regiment. Etwa 15 Meilen von der Mündung des Manair in den Godavery war der Schauplatz der Jagd. Es gelang bald, den Tiger aufzuscheuchen, und in kurzer Zeit sah man ihn auf einen Posten losstürzen. Einer der Schikaris feuerte, fehlte, erreichte jedoch, daß der Tiger sich umwandte. Er stürzte auf den Baum los, auf welchem Lieutenant Giles mit seinem Waffenträger in einer Höhe von etwa 10 Fuß Platz genommen hatte. Der Lieutenant feuerte zwei Schüsse auf das Thier ab, aber ohne Erfolg. Der Waffenträger war bald vom Baume heruntergeholt und nun kam Herr Giles an die Reihe. Lieutenant May feuerte nunmehr zwei Schüsse ab, rief den Anderen, die aus der Entfernung nicht sehen konnten, was vorging, zu, herbeizueilen, worauf er mit zwei Andere auf das Ungethüm losging. Der Tiger ließ jetzt von seinem Opfer und der Unglückliche schleppte sich einige Schritte fort. Unmittelbar darauf wurde die Bestie über den Haufen geschossen. Man glaubt, daß er schon früher einen Streifschuß erhalten und daher doppelt gereizt war. Lieutenant Giles war an Füßen und Händen arg zugerichtet, behielt aber seine Besinnung und Haltung bis zum Tode, der 48 Stunden nach der Katastrophe erfolgte. Der Waffenträger ist inzwischen ebenfalls gestorben.

Eine entsetzliche Gräuelthat des jetzt geschlagenen und auf der Flucht befindlichen indianischen Insurgentenführers Lozada, der sich durch Jahre in Tepic, Mexico, ganz unabhängig verhielt, ist jetzt an den Tag gekommen. Es wurde nämlich in dem Dörfchen San Luis eine unterirdische Kammer entdeckt, in welcher ein Mann durch 14 Jahre eingesperrt gehalten worden war. Die Kammer war vollständig finster und scheint der Unglückliche, der ein Opfer von Lozada's Privatrache war, auch nur schlechte und ungesunde Kost erhalten zu haben. Lozada besuchte den Unglücklichen täglich und weidete sich an dem Anblicke seiner Leiden. Man zweifelt, daß der Unglückliche am Leben bleiben wird.